

2. Zur Genese eines kulturellen Deutungsmusters

Es gibt nichts, was einander ähnlicher wäre als das abendländische Ideal der Mütterlichkeit und die Affenliebe. Auf keinem anderen Gebiet beruft sich der ‚Kulturmensch‘ so sehr wie hier auf die Verwandtschaft mit dem Tier. Während es sich überall sonst gerade durch die Unterscheidung vom Tier auszeichnet, ja in ihr die Definition des ‚Menschen‘ sieht, macht er für die Bande, die Mutter und Kind verbinden, das Gesetz des ‚Instinkts‘, der ‚Natur‘, der ‚Reflexe‘ geltend. (von Braun 1985: 210)

Wenn kulturelle Vorstellungen für ‚natürlich‘ erklärt, also naturalisiert werden, so ist dies meist als eine sehr wirksame Strategie zu verstehen, gesellschaftliche Verhältnisse zu legitimieren und stabil zu halten. Die Idee der Mutterliebe ist ein solches seit über 200 Jahren stabiles kulturelles Deutungsmuster (Schütze 1991: 7), eine kontingente, aber zur Anleitung von Alltagspraktiken folgenreiche kollektive Wissensformation, die immer wieder mit dem Rekurs auf die Natur gerahmt wird.

Die Semantik Mutterschaft bildet einen wesentlichen Bestandteil der modernen Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit.⁴² Mit der Behauptung der natürlichen Berufung der Frau zur Mutterschaft vereindeutigt und legitimiert sie die biologisch begründete Differenzierung zwischen Mann und Frau. Dabei meint Mutterschaft zweierlei: Zum Ersten bezieht sich der Begriff auf einen vorübergehenden physiologischen Zustand, Schwangerschaft und Geburt, zum Zweiten auf ein langfristiges Handeln, die (weibliche) Fürsorge und Erziehung von Kindern (Schütze 1991: 5 f.).⁴³ Mich interessiert in diesem Kapitel vor allem letzteres: Ich untersuche Mutterschaft als kulturelles Leitbild⁴⁴ der Moderne, das als kollektive Wissensformation individuelle Praktiken an-

42 Zur soziokulturellen Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit siehe z. B. die historischen Untersuchungen von Honegger 1991 und Laqueur 1992 und, um nur zwei von den zahlreichen theoretischen Arbeiten zu nennen, Butler 1991 und Maihofer 1995.

43 Yvonne Schütze trifft zudem die Unterscheidung zwischen dem Filiationsprinzip, der Zuständigkeit der Mutter für ihr leibliches Kind, das sie als kulturell weit verbreitet, wenn nicht universell ansieht, und „Mutterliebe“ als normativem Muster, dessen Untersuchung sie sich in ihrer Arbeit widmet (S. 5 f.). Dass auch die Fürsorge des leiblichen Kindes eine kulturelle Konstruktion ist, wird nicht zuletzt anhand der Praktiken eindrucklich, die mit neueren Reproduktionstechnologien einhergehen. Sogenannte „Leihmütter“ sollen lediglich generative Reproduktionsarbeit leisten, zu dem Kind jedoch, obwohl sie es ausgetragen haben, keine affektive Beziehung errichten – davon, dass dies ohne weiteres möglich sei, wird ausgegangen. Dennoch ist die Biologie zweifelsohne bis heute eine sehr mächtige bedeutungsgebende Instanz – und leibliche Mutterschaft bringt in der Regel kulturelle Erwartungen mit sich.

44 Ich fasse Leitbilder als kulturelle Semantiken, die „Sinn vermitteln und Orientierungen schaffen, aber auch gleichzeitig soziale Anforderungen und Normen vorgeben. [...] Leitbilder haben die Funktion,

leitet. Nicht, dass es zuvor keine Frauen gab, die ‚ihren‘ Kindern zugetan waren; jedoch entwickelt sich erst im späten 18. Jahrhundert ein normatives Regelwerk, das spezifische Vorstellungen von den Gefühlen und dem Verhalten einer Mutter ihrem Kind gegenüber birgt.

Der ahistorischen Vorstellung von Mütterlichkeit als Naturfaktum von Weiblichkeit wurden bereits zahlreiche Arbeiten und Untersuchungen entgegengesetzt. In ihrem 1949 in Frankreich erschienenen, breit rezipierten Werk *Das andere Geschlecht* argumentiert Simone de Beauvoir, dass der „Mythos Mutterliebe“ dem Geschlechterverhältnis entspringe und dechiffriert die Idee der idealen Mutter als männliche Erfindung, deren Funktion in der Sicherung der Herrschaft des Mannes liege (de Beauvoir 1951: 469 ff.). Entgegen der Annahme einer anthropologischen Konstante von Mutterschaft haben sozialhistorische Analysen rekonstruiert, dass die unersetzliche Rolle von Müttern im Leben ihrer Kinder eine relativ junge Idee sowie ein Ausdruck der Individualisierung der Kindheit ist. Und auch Forschungen aus anderen Disziplinen traten den Gegenbeweis zur Idee universeller Mutterschaft an. In *A Cultural Anthropologist's Approach to Maternal Deprivation* verwies die Sozialanthropologin Margaret Mead in den 60er Jahren auf unterschiedliche Formen und kulturelle Praktiken im Umgang mit Kindern: „[The] establishment of permanent nurturing ties between a woman and the child she bears (...) is dependent upon cultural patterning.“ (Mead 1962: 54). Auch sei es nicht immer die individuelle Mutter, die ein Kind versorgt. Sharon Hays argumentiert, dass einer weiteren anthropologischen Untersuchung gemäß (186 gegenwärtigen „Kulturen“ wurden verglichen) nur in 20 Prozent der Fälle individuelle Mütter die Versorgung ihrer Kinder übernommen haben. Im Rest der Fälle wurde die Care-Arbeit⁴⁵ kollektiviert (Hays 1996: 20).

In diesem kulturhistorisch ausgerichteten Kapitel möchte ich im Rückgriff auf eine breite Forschungsliteratur die Genese und Entwicklung des kulturellen Deutungsmusters Mutterschaft in westlichen Gesellschaften nachzeichnen und es als spezifische historisch und soziokulturell situierte Wissensformation kenntlich machen. Dabei erscheint es mir wichtig vorweg zu betonen, dass empirisch sicherlich nicht *ein* homogenes kulturelles Leitbild Mutterschaft zu finden ist: Die Vorstellungen von guter Mutterschaft haben sich national und lokal ausdifferenziert, wie beispielsweise Barbara Vinken am deutschen und französischen Kontext exemplarisch zeigt (Vinken 2007). Gleichwohl möch-

Komplexität zu reduzieren, um relativ „eindeutige“ Vorstellungen für Handlungsintentionen und Handlungssicherheiten zu erzeugen. Leitbilder sind demnach nicht zu trennen von der Entwicklung von Gesellschaften, deren Normen des Zusammenlebens und deren Selbstverständnis“ (Popp 2009: 91).

45 Nach einer Definition von Margrit Brückner umfasst Care-Arbeit alle „Aufgaben der Gesundheitsversorgung, der Erziehung und der Betreuung im Lebenszyklus (Kinder, Pflegebedürftige und alte Menschen) sowie der personenbezogenen Hilfe in besonderen Lebenssituationen“ (Brückner 2004: 9).

te ich herausarbeiten, dass, trotz der Besonderheiten in unterschiedlichen Kontexten, in westlichen⁴⁶ Ländern große Ähnlichkeiten in den Anforderungen an gute Mutterschaft sichtbar werden, wie der Vergleich verschiedener Untersuchungen zeigt (siehe beispielsweise Hays 1996 für den US-amerikanischen, Phoenix et al. 1994 für den britischen, Schütze 1991 für den deutschen und Badinter 1988 für den französischen Kontext).

Zum Zweiten erscheint es mir wichtig zu betonen, dass mich an dieser Stelle die *Semantik* Mutterschaft, also das normative Leitbild guter Mutterschaft interessiert – das bedeutet, dass kulturelle respektive individuelle Praktiken, die von diesem Leitbild differieren, nicht Gegenstand dieses Kapitels sind. In den 70er Jahren haben Feminist/innen gefordert, man müsse zwischen Mutterschaft als „Erfahrung“ und Mutterschaft als „Institution“ bzw. Mutterschaft als „Ideologie“ unterscheiden (Ram 1998: 285) – genau dies tue ich an dieser Stelle. Mir ist sehr bewusst, dass die Bandbreite kultureller Praktiken sehr viel größer ist, als es eine Analyse, wie ich sie vornehme, nahelegt. Drastisch könnte man formulieren: Nie hat es diese guten Mütter, die als Leitbild erfunden worden sind und medial (in Ratgebern, Literatur, Film und Fernsehen) immer wieder repräsentiert wurden und werden, jemals gegeben. Die individuellen Mutterschaftspraktiken haben je nach Klasse, je nach Ort, Ressourcen und Handlungsspielraum und zu verschiedenen Zeitpunkten gesellschaftlicher und kultureller Auseinandersetzungen stark differiert. Doch darum geht es mir an dieser Stelle nicht. Ich möchte vielmehr die Genese, Stabilität und Kontinuität eines kulturellen Deutungsmusters aufzeigen, das – trotz divergierender Praktiken – als normative Folie bis heute wirksam ist.

2.1. Familialer Strukturwandel der bürgerlichen Gesellschaft

Dass sich die Mutter-Kind-Beziehung in westlichen Gesellschaften Ende des 18. Jahrhunderts ausdifferenziert und eine neue Qualität erhält, haben bereits zahlreiche kulturhistorische und soziologische Arbeiten gezeigt (u. a. Badinter 1988, von Braun 1985, Schütze 1991, Shorter 1977, Toppe 1993). Im vorindustriellen Europa spielten Kinder und ihre Erziehung eine untergeordnete Rolle. Sie hatten keinen Status, sondern erfüllten mit zunehmendem Heranwachsen vor allem eine wirtschaftliche Funktion. Ebenso wie Ehen in erster Linie ökonomische Zweckgemeinschaften waren, fungierten Kinder vor allem als Arbeitskräfte, Altersabsicherung und Erben (Stein und Sproll 1995: 6). Die

⁴⁶ Ich bin mir der immer wieder erfolgenden kulturellen Konstruktion von „the West and the Rest“ (Hall 1992), die ein Moment des „Otherings“ birgt und die auch ich an dieser Stelle sprachlich vollziehe, bewusst. Jedoch hat sich das Leitbild, das ich im Folgenden herausarbeite, historisch in europäischen Gesellschaften herausgebildet und ist dann als koloniale Semantik in andere Kontexte exportiert worden (siehe Kap 2.1). Da es mir um die Situierung des Deutungsmusters geht, also um die Kenntlichmachung, dass es sich nicht um eine universell gültige kulturelle Vorstellung handelt, nehme ich die Kennzeichnung „westlich“ vor.

seit dem 13. Jahrhundert weit verbreitete kulturelle Praxis, Kinder bis zu einem gewissen Alter in Fremdbetreuung zu Ammen zu geben, die sich durch fast alle gesellschaftlichen Schichten zog und Mitte des 18. Jahrhunderts sogar zu einem Mangel an Ammen führte, ist Ausdruck dieser Auffassung (Badinter 1988: 44 ff.). Während höhere soziale Schichten kein Interesse an der Aufzucht der Kinder hatten, da diese eben über keinen kulturellen „Wert“ verfügte, war es für Familien mit sehr geringem Einkommen zudem oftmals auch eine ökonomische Rechnung, die Ernährung und „Beaufsichtigung“⁴⁷ von Kindern auszulagern: im Zweifel erschien es profitabler, eine Amme zu bezahlen, als auf die Arbeitskraft einer Person in der Familie zu verzichten. In ihrer kulturhistorischen Analyse des Gefühls der Mutterliebe zeigt die französische Soziologin Elisabeth Badinter, dass Kinder bis ins 18. Jahrhundert oftmals nicht nur als lästig und als unvollkommene Wesen empfunden wurden, sondern lange Zeit angstvoll besetzt waren und als „Symbol für die Kraft des Bösen“ schlechthin gedeutet wurden (Badinter 1988: 36 f.).⁴⁸ Entsprechend sahen die kulturellen Normen der Erziehung, so es denn welche gab, vor, dem Kind ohne Nachsicht zu begegnen. Auch Zärtlichkeit wurde in dieser Hinsicht als verwerflich angeprangert: sie verstärkte die natürliche Lasterhaftigkeit des Kindes, statt es davon zu befreien. Dies ändert sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Unter dem Namen „Mutterliebe“ etabliert sich zunehmend ein kulturelles Deutungsmuster, „das nicht nur die Mutter-Kind-Beziehung, sondern gleichermaßen die Binnenstruktur der Familie und die Rolle der Frau normativ interpretiert“ (Schütze 1991: 7).

Die Entstehung der Semantik Mutterschaft ist nur im Kontext des familialen Strukturwandels der bürgerlichen Gesellschaft zu verstehen. Im 18. und 19. Jahrhundert konsolidiert sich die Kleinfamilie, „hervorgehend aus Wandlungen der Familienstruktur, die sich mit der kapitalistischen Umwälzung seit Jahrhunderten anbahnen, als der in bürgerlichen Schichten dominante Typus“ (Habermas 1962: 107) und löst damit vormoderne Formen großfamiliärer Hausgemeinschaften, die vor allem als Arbeitseinhei-

47 Von „Beaufsichtigung“ zu sprechen, scheint aus heutiger Perspektive und unter gegenwärtigen Vorstellungen von Kindererziehung ein Euphemismus zu sein – oftmals ging es schlicht darum, Kinder ruhig zu stellen. Gängige Mittel, insbesondere auf dem Land, waren die Verabreichung von Alkohol sowie bei Kleinkindern oftmals Wickeltechniken, die es erlaubten, diese unfähig sich zu bewegen, an einen Stuhl o. ä. festzuschallen (Stein und Sproll 1995: 13).

48 Aufschlussreich erscheint an dieser Stelle auch ein Blick auf die neuzeitliche europäische Philosophie. René Descartes betrachtete die Kindheit nicht als Ort der Sünde – vielmehr sei sie der Ort des *Irrtums*. Kindheit sei die Schwäche des Geistes – der Verstand stehe in dieser Phase in der vollen Abhängigkeit des Körpers. Man müsse sich daher von ihr befreien, um zu voller (männlicher) Geisteskraft zu gelangen. Das Desinteresse am Kind vor dem 18. Jahrhundert schlägt sich auch in dem Fehlen einer Kinderheilkunde nieder (die Pädiatrie als eigenes Fach entsteht erst im 19. Jahrhundert), häufig lehnten Ärzte es sogar ab, Kinder zu behandeln. Entsprechend hoch war die Säuglings- und Kindersterblichkeitsrate – was sicherlich nicht zu einer Aufwertung des Lebens von Kindern beitrug. Für die Gleichgültigkeit nicht nur gegenüber dem Kind, sondern auch gegenüber seinem Tod (und damit als Beweis gegen die Universalität von Mutterliebe) führt Badinter die Abwesenheit von Eltern bei Beerdigungen von Kindern unter fünf Jahren an (Badinter 1988: 65).

ten fungierten, sukzessive ab. In seiner Studie zum *Strukturwandel der Öffentlichkeit* beschreibt Jürgen Habermas die „patriarchalische Kleinfamilie“ als den

Ort einer psychologischen Emanzipation, die der politisch-ökonomischen entspricht. [...] Der Selbstständigkeit der Eigentümer auf dem Markte entspricht eine Selbstdarstellung der Menschen in der Familie. Deren, wie es scheint, vom gesellschaftlichen Zwang gelöste Intimität ist das Siegel auf die Wahrheit einer im Wettbewerb geübten Privatautonomie. Private Autonomie, die ihren ökonomischen Ursprung verleugnet [...]. Sie scheint freiwillig und von Einzelnen begründet und aufrechterhalten zu werden; sie scheint auf der dauernden Liebesgemeinschaft der beiden Gatten zu beruhen; sie scheint jene zweckfreie Entfaltung aller Fähigkeiten zu gewähren, die die gebildeten Persönlichkeiten auszeichnet. (Habermas 1962: 110 f.)

Es entsteht eine familiäre, private Sphäre, die der Sphäre der Berufswelt sowie der bürgerlichen Öffentlichkeit soziokulturell entgegengesetzt wird. Dabei unterliegt der „Idee, die sich die kleinfamiliäre Intimsphäre von sich selber macht“, in der Realität ein manifestes Abhängigkeitsverhältnis von der kapitalistischen Wirtschaft, in der die bürgerliche Familie ihre „genau umschriebene Rolle im Verwertungsprozeß des Kapitals“ spielt (ebd.). Doch dies ist nicht das einzige Herrschaftsverhältnis, das die bürgerliche Kleinfamilie konstituiert. Denn was Habermas in seiner Analyse lediglich streift, ist die klare geschlechtliche Strukturierung dieser Sphären: Der Bereich des Privaten, die Familie, wird weiblich kodiert, die entstehende bürgerliche Öffentlichkeit hingegen wird zur männlichen Sphäre. Die Familie wird das „Reich der Frau“ (Brück et al. 1992: 135 ff.).

Welch großen Einfluss der gesellschaftliche Strukturwandel und die Entstehung der bürgerlichen Kleinfamilie auf die Geschlechterverhältnisse hatten, haben bereits verschiedene Autor/innen gezeigt. In ihrem breit rezipierten Aufsatz argumentiert Karin Hausen, dass die neu entstandene Arbeitsteilung zu einer Polarisierung der „Geschlechtercharaktere“ geführt habe (Hausen 1976). Während in den vorbürgerlichen Hausgemeinschaften aus der Funktion des Hausvaters und der Hausmutter Pflichten abgeleitet wurden, habe die geschlechtliche Trennung zwischen privater Sphäre einerseits und der beruflichen und öffentlichen Sphäre andererseits zur kulturellen Zuschreibung von vergeschlechtlichten Charakterdefinitionen geführt – erst dann sei also die moderne Vorstellung von weiblichen und männlichen Wesenseigenschaften entstanden.⁴⁹ Diese

⁴⁹ In vorindustriellen europäischen Gesellschaften war zwar die Frau für die Ernährung des familialen Zusammenhangs zuständig. Die Aufzucht der Kinder und Anlernung zu nützlichen Arbeitskräften war jedoch genauso Aufgabe des Hausvaters, des „über der ganzen Familie stehenden Patriarchen“. Für die Festlegung der weiblichen Rolle auf Haushalt und Kindererziehung gibt es vor dem 17. Jahrhundert keine umfassenden Belege (Stein und Sproll 1995: 8). Claudia Opitz argumentiert, dass im Spätmittelalter eine „natürliche“ Berufung der Frau für Mutterschaft und Kinderpflege den meisten Menschen wohl unverständlich und inakzeptabel erschienen wäre. Statt einem Regelwerk zu mütterlichem Verhalten sei das Hauptinteresse von Expertentexten (von Theologen, Predigern, Didaktikern und Literaten) vielmehr das Eheleben gewesen (vgl. Opitz 1992). Die Zuweisung geschlechtsspezifischer Charaktereigenschaften lässt sich nach Karin Hausen vor der bürgerlichen Gesellschaft nicht finden (Hausen 1976: 370).

Definitionen wurden von wissenschaftlichen Experten, insbesondere von Mediziner*innen erstellt. Der „Geschlechtscharakter“ der Frau ist dabei zentral durch Eigenschaften wie Emotionalität, Fürsorge und Hingabe gekennzeichnet.

So wird es „mittels der an der ‚natürlichen‘ Weltordnung abgelesenen Definition der ‚Geschlechtscharaktere‘ möglich, die Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben als gleichsam natürlich zu deklarieren und damit deren Gegensätzlichkeit nicht nur für notwendig, sondern für ideal zu erachten und zu harmonisieren. (Hausen 1976: 378) (Vgl. auch Bock und Duden 1977).

Die spezifische Form der Aufteilung gesellschaftlich notwendiger Arbeit, die Zuweisung von Kinderversorgung und Reproduktionsarbeit an eine bestimmte gesellschaftliche Gruppe, konnte als gottgegebenes und/oder natürliches Verhältnis interpretiert werden.⁵⁰ Mütterlichkeit wird zur zentralen Dimension in der Vorstellung von Weiblichkeit. Dies ist, wie ich im Folgenden argumentieren werde, einerseits als Abwertung der (bürgerlichen) Frau zu verstehen, da sie im Wesentlichen auf eine Tätigkeit festgelegt wird. Zum anderen wertet die Alleinverantwortlichkeit für das Kind die Stellung der Frau jedoch auch auf, da die zunehmend sich verwissenschaftlichende Gesellschaft der Aufgabe der Kindererziehung eine neue Bedeutung zukommen lässt.

2.2. Pflicht und Aufopferung – Mütterlichkeit im 19. Jahrhundert

Eine der zentralen Schriften, die für eine sich im 18. Jahrhundert herausbildende moderne Konzeption von Kindheit und Kindererziehung Pate steht, ist Rousseaus *Emile oder über die Erziehung* aus dem Jahr 1762. In ihr manifestiert sich die kulturelle „Entdeckung“ der Kindheit als eine höchst sensible Phase sowie ihre Individualisierung: Jede einzelne Kindheit unterscheidet sich und ist biographisch folgenreich. Zugleich ist die Schrift ein Plädoyer für eine Erziehung, die sich der Natur des Kindes anschmiegen, sie wahrnehmen und berücksichtigen soll. Rousseau weiß auch, an wen diese Aufgabe zu delegieren sei:

Am meisten kommt es auf die Erziehung an, die unbestreitbar Sache der Frauen ist. Wenn der Schöpfer der Natur gewollt hätte, daß sie Sache der Männer wäre, er hätte ihnen Milch gegeben, um die Kinder zu stillen. Wendet euch also vorzugsweise in euren Schriften über Erziehung an die Frauen, denn sie sorgen sich mehr darum als die Männer und haben auch einen größeren Einfluss, da sie am Ergebnis mehr interessiert sind [...]. (Rousseau 1762: 9)

50 Zur Definition von Haus- bzw. Reproduktionsarbeit schreibt Anderson: „Domestic work is extremely difficult to define [...], reproductive work is not confined to the maintenance of physical bodies nor to the maintenance and reproduction of some abstract labour power: people are social, cultural and ideological beings. Reproductive work, mental, physical and emotional labour, creates not simply labour units but people.“ (Anderson 2000: 13) Häufig wird der Tätigkeitsbereich in der angelsächsischen Debatte mit den drei „C’s“ beschrieben: Cooking, Caring, Cleaning.

Die neuen Vorstellungen von Kindererziehung finden nicht nur in Frankreich Anklang. Der Befund, dass sich die Bewertung von Kindheit und Erziehung im Zuge des 18. Jahrhunderts in allen europäischen Gesellschaften drastisch verändert – von der Bedeutungslosigkeit zum „Kind-König“ als das Zentrum der familialen Welt – ist bereits Gegenstand zahlreicher Untersuchungen geworden. Eine Erklärung dieses Wandels der kulturellen Deutung beruft sich auf die steigende Relevanz biopolitischer Fragen: Mit dem ausgehenden 18. Jahrhundert muss die „Verschwendung von Menschenleben“, die für das Ancien Régime charakteristisch ist, unterbunden werden (Badinter 1988: 116 ff.). Ziel ist es nun, „Menschen zu produzieren“, die Reichtum und militärische Macht des Staates garantieren. Die menschliche Arbeitskraft wird als Quelle kapitalistischer Wertschöpfung entdeckt. Die Aufzucht von Kindern gewährleistet zudem militärische Stärke sowie die Möglichkeit, demographischen Überschuss etwa als Siedler als Teil einer kolonialen Herrschaftspraxis einzusetzen – ein Aspekt, der für viele europäische Länder nicht zu unterschätzen ist. Die Kinder müssen nun also nicht nur überleben, sondern darüber hinaus zu treuen Staatsbürgern erzogen werden.

Auch im deutschsprachigen Kontext melden sich Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts wissenschaftliche Experten zu Wort und propagieren neue Erziehungskonzepte. Neben Pädagogen betreten auch Ärzte als Experten für den Umgang mit Kindern die Bühne, und mit der Kinderheilkunde entsteht ein neues wissenschaftliches Gebiet in der Medizin. Es erscheinen zahlreiche Ratgeber für Eltern, Mütter und Ammen. Mit dem Wandel der Vorstellungen über die korrekte Aufzucht von Kindern gerät allerdings die Delegation der Kinderversorgung an Ammen, die bis Ende des 18. Jahrhunderts eine gängige kulturelle Praxis war, zunehmend in Misskredit: Vielfach lässt sich nun nachlesen, man solle die Kinder nicht vom Gesindel aufziehen lassen (Schütze 1991: 19). Doch erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts richtet sich die Ratgeberliteratur ausschließlich an Mütter. Mit der zunehmenden Verwissenschaftlichung der Mutter-Kind-Beziehung entsteht die moderne Idee und Semantik der „ewigen und aufopfernden Mutterliebe“ (ebd.), in der sowohl die allgemeine Aufwertung des angeblich ausschließlich emotionalen Wesens der Frau enthalten ist, als auch ihre Festlegung auf die Mutterrolle. Die Protagonisten dieses Prozesses, prominente Ärzte und Pädagogen, verobjektivieren mit Hilfe der Deutungsmacht ihres ‚objektiven‘ Wissens die Vorstellung, es handle sich bei der Mutterliebe um eine in der Natur liegende weibliche Eigenschaft. Ende des 18. Jahrhunderts schreibt der einflussreiche Pädagoge Johann Heinrich Pestalozzi in *Mutter und Kind*:

Ich möchte sagen: die Mutter ist befähigt, und zwar von ihrem Schöpfer selbst befähigt, die wichtigste Triebkraft in der Entwicklung des Kindes zu werden. Der glühendste Wunsch für sein Wohlergehen ist schon in ihr Herz eingepflanzt; und welche Kraft kann einflußreicher, anspornender sein als die mütterliche Liebe, – die sanfteste und zugleich unerschrockenste Kraft in der ganzen Naturordnung. (Pestalozzi o. J./1924: 21)

Und ähnlich argumentiert etwa 50 Jahre später sein Schüler Friedrich Fröbel:

Frauenleben und Kinderliebe, Kinderleben und Frauensinn, überhaupt Kindheitspflege und weibliches Gemüht trennt nur der Verstand. Sie sind ihrem Wesen nach eins. Denn Gott hat das leibliche wie das geistige Fortbestehen des Menschengeschlechts in das Frauenherz und Gemüt, in den echten Frauensinn gelegt. Allein das Leben hat in seinen mannigfachen Entwicklungen und in seiner vielseitigen Ausbildung, oft gegen das Gefühl der Mutter, überhaupt gegen das weibliche Gemüt und gegen die Bedürfnisse des Kindes durch die Riesengewalt äußerer Verhältnisse eine *unnatürliche* Trennung [Hervorh. i. Orig.] zwischen Kindheit und Frauenleben, zwischen Weiblichkeit und Kinderleben gestellt. Der ersten Kindheitspflege muß daher das Frauenleben wieder ganz zugewandt werden; Frauenleben und Kindheitspflege muß allgemein wieder geeint, weibliches Gemüht und sinnige Kinderbeachtung muß wieder ein Einiges werden. (Friedrich Fröbel, Widmung zur Kindergartengründung 1840, zitiert nach: von Werlhof 1992: 157 ff.)

In diesem neuen Diskurs um Mütterlichkeit offenbart sich wohlbemerkt ein Widerspruch, der alle folgenden Texte und Ratgeber für Mütter durchziehen wird: Zwar betonen die wissenschaftlichen Experten allesamt, dass es die (göttlich geschaffene) Natur der Frau sei, ihr Kind zu versorgen, zu lieben und zu erziehen. Andererseits bedarf es jedoch offensichtlich (männlicher) Experten, die ihr sagen, wie sie dies zu tun habe. Die Frau selbst benötigt demnach kulturelle (respektive männliche) Erziehung zu ihrer natürlichen Fähigkeit. Christina von Braun schreibt:

Mütter *dürfen* nicht Mütter sein, sie *müssen* Mütter sein. Eben dies zeichnet, auch heute, die neuen Lehren über die Mütterlichkeit aus: sie berufen sich auf „Naturgesetze“ – aber gemessen daran, daß sie sich auf „Naturgesetze“, also eigentlich auf Selbstverständlichkeiten berufen, wird eine erstaunliche Fülle von Lehrmaterial veröffentlicht, ein bemerkenswerter Druck auf die Mütter ausgeübt, das „Selbstverständliche“ zu tun, ihrer „Natur“ zu entsprechen. (von Braun 1985: 215)

Dieser Widerspruch war von Anfang an und fortwirkend in der Semantik Mutterschaft eingeschrieben – ich werde ihn an späterer Stelle nochmals aufgreifen.

Das von der Mutter in der Ratgeberliteratur zu lernende Wissen bezieht sich vorerst vor allem auf den Umgang mit dem kindlichen Körper, auf die korrekte Pflege und Versorgung des Kindes. Im 19. Jahrhundert sieht das Konzept von Mutterliebe das seelische Wohl des Kindes durch das physische garantiert. Dabei kommt (wie wir bereits im Zitat von Rousseau sehen konnten) dem Stillen, das vor dem 19. Jahrhundert zum Großteil an Ammen delegiert wurde und im Adel und Bürgertum regelrecht verpönt war, eine neue Bedeutung zu. In den zahlreich erscheinenden Texten werden das – wissenschaftlich erwiesene – Vergnügen der Frau beim Stillen und die vielen Freuden der Mutterschaft propagiert, die jedoch unter Androhung von Strafe schnell zur Pflicht werden. So steht in einem von Friedrich von Ammon 1854 verfassten Ratgeber:

Wehe dem Mutterherzen, welchem die Vorstellung dieser Pflicht [hier das Stillen – d. Verf.] nicht süß, nicht leicht wird, wehe der Mutter, die sich nicht in jedem Verlangen des Säuglings nach ihrem Busen, in dem sichtbaren Wachstum, des Kindes, in dem Lächeln nach dem Genuße, in dem Suchen seiner Händchen für die Beschwerden zehnfach belohnt fühlt. Was ist schöner als das Bild

einer glücklichen Mutter. Liebe und Sitte und wahre Kinderliebe sind das Element des Weibes! Und jede Pflichterfüllung trägt ihren Lohn, wie jede Pflichtversäumnis ihre Strafe in sich selbst. (Ammon 1854: 41)

Auch Ärzte drohen in dieser Zeit zugleich mit psychisch und physisch negativen Auswirkungen des Nichtstillens. Sie berufen sich auf die „Mechanik der Flüssigkeiten“, nach der die zurückgehaltene Muttermilch aufgrund der versperrten natürlichen Ausgänge sich in alle Körperteile ergieße und dort verschiedenste Beschwerden provoziere: von Nasenbluten und Durchfall, bis hin zu Gebärmutterentzündungen und Brustkrebs (Stein und Sproll 1995: 17).

Doch mit dem Stillen allein ist es nicht getan. Alle Mütter haben nun den gleichen Auftrag: Sie sollen nicht nur perfekte häusliche Arbeit leisten und auf Ordnung, Sauberkeit und Gesundheit der Kinder achten, sie sollen zudem liebevoll und zärtlich und in ihrem Bestreben gänzlich auf das Wohl des Kindes ausgerichtet sein. Yvonne Schütze betont, dass die Semantik Mutterliebe im 19. Jahrhundert vor allem eine der *Pflicht* zur Aufopferung ist – sie fügt sich somit bestens in die zu dieser Zeit sehr präsenten Diskurse von Disziplin und Ordnung in nahezu allen gesellschaftlichen Bereichen ein.⁵¹ Diese neue Mutter wird nun zunehmend mit einer Heiligen verglichen. Als Symbol und angemessene Schutzpatronin wird die Jungfrau Maria eingeführt, deren Repräsentationen ihre Hingabe für das Kind bezeugen.⁵² Auch die biblische Figur der Eva bzw. das durch sie figurierte Gebären unter Schmerzen wird zu einem immer wieder aufgerufenen religiösen Topos. „Der von Gott über Eva verhängte Fluch hat nie eine so große Bedeutung gehabt wie bei den Christen des 19. Jahrhunderts“ (Badinter 1988: 216) – das mütterliche Leiden wird von der Geburt des Kindes bis zum Erwachsenenalter verlängert. In religiösen Begründungsfiguren manifestiert sich bereits hier der als solcher konstruierte masochistische Charakter der Frau, der später in psychoanalytischen Konzeptionen wieder auftauchen wird. Weibliche Identität konstituiert sich als ein Mangel: Erst in der Aufgabe ihres Selbst findet die Frau zu sich (Heintz und Honegger 1984: 32).

51 Schütze stellt auch heraus, dass sich im 19. Jahrhundert und im Zuge der Industrialisierung zunehmend Erziehungsnormen herausbilden, die Disziplin und Gehorsam in den Vordergrund stellen. Vor allem im Adel und im Bildungs- und Wirtschaftsbürgertums ist ein Anstieg an disziplinierten Erziehungsstilen zu beobachten, was zum Teil mit dem Distinktionsbegehren dieser Klassen zu begründen ist, zum Teil mit dem Streben, privilegierte gesellschaftliche Positionen für ihre Kinder zu monopolisieren. Übereinstimmend schreiben auch Bettina Heintz und Claudia Honegger: „Ordnung, Sauberkeit und Effizienz etablieren sich als die drei heiligen Gebote der Haushaltsführung und werden gleichzeitig zu moralischen Kategorien erhoben, mit denen sich das respektable Bürgerpaar von der verschwenderischen Dekadenz der Aristokratie wie von dem gefährlichen Schmutz der Armen abzugrenzen sucht“ (Heintz und Honegger 1984: 36).

52 Christina von Braun hebt hervor, dass 1854 das Dogma der unbefleckten Empfängnis verkündet wird und fast alle Wallfahrtsorte, die seit dem Beginn der Industrialisierung entstehen, dem Marienkult gewidmet sind (von Braun 1985: 237).

Wie aber kann eine Frau wissen, ob sie sich genügend aufgeopfert hat, ob sie ihren mütterlichen Pflichten hinreichend nachgekommen ist? Die Antwort erhält sie durch ihr Kind, das zum Maßstab ihrer Tugend oder Lasterhaftigkeit, ihres Erfolges oder ihres Scheiterns als Mutter wird (Badinter 1988: 216). Was aus dem Kind wird, liegt allein in ihrer Verantwortung.⁵³ Von der Verantwortung zur Schuld ist es nur ein kleiner Schritt – und auch die Idee der Schuld ist systematisch in das Leitbild der guten Mutter eingeschrieben. Denn mit den sich im 19. Jahrhundert konsolidierenden Erwartungen an Weiblichkeit wird zugleich ein entgegengesetztes kulturelles Bild, das der ‚schlechten Mutter‘, bereitgestellt – im deutschsprachigen Kontext im Ausdruck der „Rabenmutter“ tradiert – das aus der Norm fallendes Verhalten zu sanktionieren vermag. „Rabenmütter“ sind diesem Bild gemäß Frauen, die keine aufopferungsvolle Hingabe zeigen, selbstzentriert und egoistisch handeln, erzieherisch unfähig sind oder – ein bis heute regelmäßig verhandelter Topos – außerhalb arbeiten gehen.⁵⁴

Doch trotz des drohenden Gestus zahlreicher Schriften dauert es etwa ein Jahrhundert, bis das Mutterideal in alle gesellschaftlichen Schichten vorgedrungen ist. Die Idee der Mutterliebe ist zunächst eine klassenspezifische – was auch daran ablesbar ist, dass sie durchgängig auf der Annahme der Erwerbslosigkeit der Frau basiert. So setzt sie sich auch zuerst in der bürgerlichen Schicht durch, die nicht zuletzt besseren Zugang zu pädagogischen und medizinischen Schriften hat. Das neue Mutterleitbild findet hingegen (anfangs) weder im Adel noch bei proletarischen Frauen Anklang. Badinter zufolge distanziert sich der Adel als erstes von dem neuen Modell und übernimmt es als letztes. Als Beleg für das Bedürfnis, sich auch im Bereich geschlechtlicher Normen kulturell vom Bürgertum abzusetzen, führt sie einen bemerkenswerten Wandel in der Darstellung adliger Porträts an: Während sich adlige Frauen des 18. Jahrhunderts gerne umringt von ihren Kindern porträtieren ließen, scheint dies, gemessen an der Häufigkeit der Darstellung, im 19. Jahrhundert verpönt gewesen zu sein (Badinter 1988: 173). Für den deutschen Adel spezifiziert Yvonne Schütze, dass dieser teilweise vom französischen Adel beeinflusst, teilweise eher als dieser von einer Verbürgerlichung erfasst worden sei. So

53 Der Frau wird dabei nicht nur die Verantwortung für die Zukunft des Kindes zugeschrieben, in ihrem Aufgabenbereich liegt zugleich das Wohlergehen der ganzen Familie. Wenn ein Ehemann nicht gern nach Hause kommt, so liegt das dieser Logik gemäß an dem Versagen der Frau. Wenn er stattdessen sich außerhalb aufhält und dem Alkohol verfällt, so „wächst die Gefahr, dass alles auseinanderfällt und zusammenbricht!“ (Ida Sée (1911) zitiert nach Badinter 1988: 225). Der Frau kommt somit implizit nicht nur die Verantwortung für ihr Kind und ihren Gatten als Individuen zu, sondern zugleich eine wichtige Verantwortung für das Gemeinwohl. Auf diesen Aspekt werde ich weiter unten ausführlicher eingehen.

54 Dabei erscheint in den Schriften des 19. Jahrhundert die Schuld und das Versagen der Intellektuellen größer als das der Arbeiterin, da das Verhalten der ersteren nicht aus wirtschaftlichen Gründen zu entschuldigen sei und vor allem, weil sie sich weigere, ihr Handeln freiwillig auf das Reich der Familie zu beschränken (Badinter 1988: 224). Dies verleiht der Bedrohung, die von der Figur der weiblichen Intellektuellen ausgeht, Plausibilität – sie entzieht sich der weiblichen Norm gänzlich und bewusst.

Mütter ohne Grenzen

Paradoxien verberuflichter Sorgearbeit am Beispiel der
SOS-Kinderdörfer

Speck, S.

2014, X, 263 S., Softcover

ISBN: 978-3-658-05615-5